

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 45
Rubrik: ds Chlapperläubli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Berni Woche“, Neugasse 9, entgegengenommen.

Vo Luftschlöffer und andere Sache.

Es dunkt mi, i sött doch wieder einisch öppis vo mer la ghöre, süsch meine die guete Lüt, i fabri gang no mit mym Fiat i dr Wält une und heigi d'Schlapperläubli ganz und gar vergässe. Ha-ni überhaupt einisch es Duto bsässe? I gloube hüt sälber, es syg alles nume e schöne Troum gi, e blozi Gata Morgana. My Phantasie het mer wieder einisch e Schtreich gläpielt. Es geist mer äbe wie vielne andere, die Luftschlöffer boue, will ne uf em Bode der halte Wirklichkeit nit Bessers wott uferstah. Es Luftschloß isch zletscht ou öppis schöns und gäng no besser als gar nit. Was ou wieder zämebricht, he nu, so bout me es anders uf. Wär weiß, ob nid einisch doch es wirklichs Schloß mit rächte Türe, Fänschter und Polsternmöbel drus entfalt. Was wär ds Labe ohni Hoffnige und Illusione!

Prentice Mulford schrybt i sym Büchli „Vom Unfug des Sterbens“ ja ou, daß dā, wo zwunge syg, i me häßliche Sus zwohne, a me-ne schlächte Tisch z'asse, sich i syr tiefschte Imagination soll weigere gäge dā unwürdig Zustand. Mer soll rych sy im Geischt, i dr Phantasie und im Bewußtsein, und dr materiell Rycktum wärd nachcho. Mit soll keine künftige Mäglichkeit e Gränze seke.

Zugā, daß derartige Phantasie nid immer die entsprächend Wirklichkeit nach folgt. Mänge hofft und wünscht es ganzes Labe däre vergäbe. Aber isch d'Hoffnig nid allei scho viel wärt?

Der Philosoph Schopenhauer vertritt zwar i syr gelehrte Abhandlung „Aphorismen zur Lebensweisheit“ e chly e anderi Meinig. Mer seit uf Syte 135, mi soll sy Phantasie im Zügel halte und feini Luftschlöffer boue, die me später under Süßer wieder müeh zäme-ryße. Aber später schrybt er doch wieder, daß es nid vom Guete sygt, we me syz Gläd ganz i dr reale Wält suecht. E Widerspruch! Wär ha e Philosoph wie der Schopenhauer überhaupt voll und ganz erfasse? Jede leit ne wieder chly anders us, wie's bi Goethes „Faust“ ja ou dr Fall isch. Das Büchli het im übrige so viel Interessants, Geischttrych in sich, daß es sich wohl lohnt, hie und da drinn z'läse. D'ächste Kapitel „Vom Unterschied der Lebensalter“ isch, näbeby geist, ganz bjunders tief und schön gschrybe.

Aber was brichte i da vo Schopenhauer, Mulford und Luftschlöffer! I ha eigentlich vo myne Ferie in Herteshöhe wölle schrybe. Das dumme Auto, wo-ni gar nid besitze, isch d'schuld a dr Entgeißig. Zieh isch sei Plaz meh für ne usfuehrliche Feriebericht! I ha nume no säge, daß i mit myne Lüt drei Wuche im Brunnhof oberhalb Herteshöhe am Vierwaldstättersee zuebracht ha. Es herrlichs Plätzli, eis vo de schönste dert ume — we d'Sonne schynt. Aber d'Sonne het leider sälte gshine, derfür hei mer fäschd gäng Nābel gha, wenig Usicht, aber viel halti Fäeh. Mit sy trok em Nābel oder grad wäge dām viel wanderet, nach Wāggis, Bihnan, Brunne, Morischach, gäge Greppe und Wegge zue, i ds Moschland. Du Bederied hei mer gseh und ds Grab vo dr verstorbene Dichterin Isabelle Kaiser ufgsuecht. Thri prächtige Villa „Mon Ermitage“ hei mer ou gseh, es het mi dunkt, dert inne müeh eim ds Dichte vo sälber cho.

Uf em Bürgeshof hei mer e prächtige Usicht gnosse, abghe vom Nābel und Dunst, die eim da und dert d'Usicht e chly verwehrt hei. Aber d'Schönste vo allem isch doch der Usflug ufe Rigi gi. Eifach über-

wältigend! D'Bärge heis halt doch use, da geit nit drüber. Dr schönst See mueß da hinde ab nāh. Mit schwärem Hätz sy mer wieder i d'Tiefe abe, i Nābel. Ungärn wieder hei nach Bärn, us dr herrliche Schilli i Lärm und Trubel. Bierzäh Tag sy verby, i ha mi no nid tröstet. Aber was nūht es, i ha mi I nime jeh hie und da wieder dr Schopenhauer füre und sueche mi a syr Philosophie uf-zrichte. Und dernäbe boue-ni fräsch druf los neu Luftschlöffer und dante derby, eis derwo wärdi wohl einisch blybe schat. Nit na la gwünnt! S ch p a h.

Bärner Bintekehr.

(Bei Fritz Gyger, zur „Harmonie“.)

Ein kleines, feines Weinlokal,
Tip-Top, mit weißem Tücher,
Das Fräulein, das den Wein kredenzet,
Ein netter, kleiner Kaser.

Ein großer Ofen in der Mitt',
Am Buffet Alkohöler,
's ist alles ganz harmonisch und
Dir wird's stets wohl und wöhlher.

Der Wein ist gut und mild und fromm,
Das Bier läßt sein sich trinken,
Und Stammtisch rechts und Stammtisch links,
Gar lieb und traulich wirken.

Und Wirt und Wirtin wirken traut
In heimlicher Klause:

Bist du zum erstenmal auch dort,
Du fühlst Dich gleich zu Hause. Fränzchen.

Des Popses Glück und Ende oder eine Popsfragödie.

Lange Zeit schmückte ich das Köpfchen eines zierlichen, lieben Mädels. Ich wurde bewundert, meine Trägerin beneidet. Kurz, ich war auf der Höhe meines Glückes. Da kam eine traurige Wendung. In Gesellschaften wurde ich mit spöttischen Blicken betrachtet; nur hie und da fing ich ein freundliches Wort auf: Da sieht man doch wieder mal einen richtigen flotten Pops; das gefällt mir! Solche liebe Worte nahm ich dankbar an, und setzten mich etwas über die erlebten Enttäuschungen hinweg. — Ueberall, wo ich hinblühte, waren meine Genossen verschwunden, — nirgends eine schöne, schwere Flechte, die sich wie ehemals um ein sanftes Gesichtchen schmiegt. — Mir zitterte vor dem Gedanken, ein Opfer dieses Schicksals zu werden, denn ich hörte ja öfters die stürmischen Bitten Elses bei ihren Eltern mit an, doch endlich das dumme Anhängsel von Pops wegschneiden lassen zu dürfen. — Endlich war der gute Papa „rumgetrieget“ und auch Mama wollte nicht mehr als Störfried dazwischentreten. —

Die letzte Nacht für mich brach an. Solange waren wir treue Gefährten in Freud und Leid verbunden gewesen, und das sollte jetzt plötzlich zu Ende sein!? — Unant überall! Also verbittert war ich noch am Morgen, da mich die kleinen Hände zum letzten Male zu einem Knoten schlangen, — rasch unter den Hut buglierten — und fort ging's!

Im Friseurladen hörte ich die helle Stimme Elses: „Bitte, Bubikopf!“ — Die Schere wurde zur Hand genommen — und ritisch — ratsch weg war ich; die Hand des Friseurs schmiß mich auf den Toiletentisch, vor meine Besiegerin —

in deren Gesicht es einen Augenblick zuckte — dann aber blickte sie mit wachsendem Interesse dem werdenden Bubikopf zu. — — — Ich war heimatlos und vergessen! —

Seit zwei Jahren liege ich nun in Seidenpapier gebettet in einer düstern Truhe — unbeachtet. Ziemer hege ich jedoch die leise Hoffnung, später wieder einmal zu Ehren zu gelangen! J K.

Ein seltsames Vermächtnis.

Giovanni Jacosta, ein junger Student der römischen Universität, war ein ausgeprägter Bücherfreund und verbrachte ganze Tage in der vatikanischen Bibliothek. Eines Tages verlangte er ein wenig bekanntes Werk, dessen Verfasser Emil Fabrier de Revisa längst verstorben war. Wie groß war das Erstaunen des jungen Mannes, als er in dem Buch ein Blatt nachfolgenden Inhaltes fand:

„Wer dieses Blatt auffindet, der soll sich beim Nachlassgericht in Rom melden und die Aktien L. 1. Nr. 162 einfordern. Rom, den 5. Februar 1784.“

Der Student begab sich nach dem Gericht, wo ihm nach mehreren Tagen der Bescheid wurde, daß er der Erbe eines großen Vermögens sei, das auf ungefähr acht Millionen Lire veranschlagt werde. Der junge Bibliophile traute anfangs seinen Ohren nicht, erhielt aber von Gerichtsseite eine Aufklärung des Tatbestandes. Im 18. Jahrhundert lebte in Rom der Schriftsteller Emil Fabrier de Revisa, ein Freund des berühmten Naturforschers Buffon, mit dem er gemeinschaftlich viele Reisen gemacht und auch wissenschaftlich zusammengearbeitet hatte. Wenige Jahre vor seinem Lebensende gab Fabrier ein Buch heraus, das von der damaligen Fachkritik ziemlich abfällig besprochen wurde. Der dadurch tief deprimierte Gelehrte zog sich daraufhin ganz von der Welt zurück, vernachlässigte seine Studien und starb in völliger Vergessenheit. Kurz vor seinem Tode deponierte er an der Gerichtsstelle sein Testament, in dem er denjenigen zu seinem Erben einsetzte, der sein Buch aufmerksam studiert haben würde, das er der vatikanischen Bibliothek überwiesen habe. Das Werk lag in vollkommener Vergessenheit anderthalb Jahrhunderte unberührt da. Der arme Student war der erste, dem es nach so langer Zeit in die Hände gefallen war und er wurde somit durch Zufall der Erbe des großen Vermögens eines gänzlich vergessenen Gelehrten. Da das Kapital aber seit 150 Jahren in den Händen der Leibeserben Emil Fabriers ist, muß der Student nunmehr auf Grund des Testamentes gerichtliche Schritte gegen dieselben antreten.

Aus der Schule.

Die Entschuldigung. Jakobli mußte zu Hause bleiben und sein Vater übermittelte der Lehrerin folgende Zeile: „Mein Bub ist an der Schule verhindert, denn er hat einen Esel am Fuß“. Nach einigen Tagen ließ sich die Lehrerin nach dem Befinden Jakoblis erkundigen und bekam darauf die schriftliche Nachricht: „Mein Bub kann noch nicht kommen, weil der Esel jetzt ausgegangen ist“.

Schulkommision. Sie saß beisammen und beriet über die Erhöhung einer Entschädigung. Nachdem einer den Antrag gestellt, die Vergütung um einen Viertel heraufzusetzen, springt ein anderer auf und schreit: „Wasssss? E Bierlu! — Nit isch, e Dritt tuets o!!!“ S. R.